

# Musik im Kopf

Die Komponistin Cécile Marti ist auch Bildhauerin - und ein Beispiel dafür, wie man aus einer ausweglosen Situation einen Ausweg findet. Am Montag wird in Zürich ein Stück von ihr uraufgeführt.

**Susanne Kübler**

Es gab eine Zeit, da hatte Cécile Marti die Musik aus ihrem Leben verbannt. Zwanzig war sie damals, hatte soeben am Zürcher Konservatorium das Vordiplom als Violinistin erhalten und einen Vertrag als Geigenlehrerin in der Tasche. Aber dann hat ein Hirnschlag alles verändert; sie hat sich zwar rasch erholt, aber ein kleines motorisches Problem in der rechten Hand blieb. Die Zukunft als Geigerin konnte sie vergessen.

Sie verlor damit weit mehr als nur ein Instrument: einen Beruf. Eine Identität. Freunde (weil das Treffen mit Musikern zu schwierig wurde). Und die Musik selbst, für die sie seit ihrer Kindheit gebrannt hatte. «Fünf Jahre lang habe ich keinen Ton mehr gehört», sagt die mittlerweile 43-jährige Cécile Marti - bis ihr Kopf noch einmal für sie entschieden hat. «In meinem Innern begann Musik zu klingen, irgendwann habe ich sie aufgeschrieben.» Das war der Anfang ihrer Laufbahn als Komponistin.

Sie ging bald steil aufwärts. Der Abschluss des Studiums in Luzern bei Dieter Ammann, die ersten Preise, die erste Uraufführung am Lucerne Festival - das alles kam Schlag auf Schlag. Und jetzt liegt auf dem Cafétisch die Dissertation, mit der sie soeben an der renommierten Londoner Guildhall School abgeschlossen hat. Es ist ein zweiteiliges Werk, bestehend aus dem abendfüllenden Orchesterzyklus «Seven Towers» und der Reflexion darüber.

## Skulpturen aus Tönen

Redet man mit Cécile Marti über ihre Musik, ist man bald bei anderen Künsten. Denn sie arbeitet nicht nur mit Tönen, sondern auch mit Stein - mit Sandstein, Speckstein, Marmor, derzeit träumt sie von Granit. Sie ist als Tochter einer Keramikerin und eines Grafikers in Bubikon aufgewachsen, das bildnerische Gestalten hat für sie schon immer dazugehört. Nun helfen ihr die Steine, ihren Formsinne zu verfeinern, über Linien und Flächen nachzudenken, über das Verhältnis von Vordergrund und Hintergrund. Nicht, dass sie ihre Skulpturen dann eins zu eins in Musik übersetzen würde. «Aber ich spüre bei der Bildhauerei die Form im ganzen Körper - und dieses Gefühl überträgt sich auf die Musik.»

Es überträgt sich auch auf die Hörer. Zum Beispiel im Violinkonzert «Adoratio» (2010), in dem das Orchester zu Beginn weite, geschwungene Klangflächen aufbaut. Die Violine bewegt sich sozusagen auf dem Grat zwischen diesen Flächen: wahrnehmbar als Soloinstrument und doch nur ein Aspekt des Ganzen.

Auch das Stück selbst ist nur ein Teil eines Ganzen. Cécile Marti schrieb es, nachdem sie eine Aufführung ihres Orchesterwerks «Bubble Trip» gehört hatte



Stillstand und Verwandlung: In ihren Werken spielt Cécile Marti gern mit verschiedenen Ebenen. Foto: Dominique Meienberg

- und den Schluss zu kurz fand. Seither interessiert sie sich für längere Zyklen, und damit auch für die Frage der Zeitgestaltung. Ihre Dissertation handelt davon, und die Teile der «Seven Towers» könnte man als sieben Möglichkeiten von Zeitverläufen analysieren: Zielgerichtete Entwicklungen gibt es da oder auskomponierten Stillstand, ständige Verwandlung oder das überraschende Aufeinanderfolgen von Einzelmomenten. Auch ihr neues Bläserwerk, das am Montag von einem Quintett um die Opernhaus-Flötistin Andrea Kollé uraufgeführt wird, spielt mit diesen Ebenen.

Aber man braucht die Analyse nicht, um die Musik zu verstehen. «Ich arbeite sehr intuitiv», sagt Cécile Marti. Was sie an Strukturen einbaut, hilft ihr nur bei der Formgestaltung: «Wenn es gar keine Leitfäden gibt, ermüdet man beim Hö-

ren.» Wie im Theater sei das, «man lernt gewisse Charaktere kennen, die einen dann durch das Stück begleiten».

## Der Traum vom eigenen Ballett

Da ist es nur folgerichtig, dass Marti tatsächlich vom Theater träumt, genauer von einem abendfüllenden Ballett. Vielleicht als Postdoc-Projekt, vielleicht wieder in London; das ist alles noch offen. Aber was sie will, das weiss sie: eine Geigerin, eine Sängerin, ein Orchester. Eine Choreografie, die sie sich skulptural vorstellt. Und auch eine Geschichte hat sie schon - ihre eigene Geschichte.

Es klingt dennoch nicht nach persönlicher Traumaverarbeitung, wenn sie von diesem Projekt erzählt. Dafür hat sie zu viel Energie, auch zu wenig Selbstmitleid. Verlust, Zeit, Entwicklungen: Das sind Themen, die sie nicht nur auto-

biografisch, sondern künstlerisch interessieren. So radikal sie einst die Kontakte zur Musikwelt kappen musste, sie ist längst wieder ganz drin.

Eigentlich, so sagt sie einmal nebenbei, würde sie gern mal wieder etwas mit Philippe Jordan machen, dem Zürcher Chefdirigenten der Pariser Oper: «Im Studium haben wir zusammen Streichquartett gespielt.» Schaut man, wie es für sie gelaufen ist in den letzten Jahren, klingt das keineswegs unwahrscheinlich.

*Uraufführung von Cécile Martis «Five Times» bei den Zürcher Bläserserenaden: Montag, 26. Juni, 19 Uhr, Aula Schulhaus Hirschengraben. Dazu Werke von Mussorgsky, Glinka und Paul Juon.*

[www.cecilemarti.ch](http://www.cecilemarti.ch)

## Schumann, etwas zu kühl

Isabelle Faust spielte das Violinkonzert, Jakob Hruša leitete das Tonhalle-Orchester. Sie fanden nicht so recht zueinander.

**Simon Bittermann**

Ein unfassbares Stück, Schumanns Violinkonzert. Solist und Orchester finden erst im Finale zum konzertierenden Miteinander zusammen. Meist monologisiert die Violine über einer rudimentären, generalbassartigen Begleitung. Dazu werden im Kopfsatz zwei Themen verknüpft, die unterschiedlicher nicht sein könnten: von barockisierenden Figurationen geprägt das erste, lyrisch-romantisch das zweite. Diese «Mängel» wurden lange auf Schumanns Geisteskrankheit zurückgeführt. Selbst nach der späten Uraufführung in den 1930er-Jahren fiedelten viele Interpreten noch über die Feinheiten des Werks hinweg.

Anders Isabelle Faust. Die Meisterin der feinen Töne zeigte am Mittwochabend, was analytisch durchdachtes Spiel bewirken kann. Sie hielt die mechanischen Passagen in perfekter Balance zu den sich immer wieder einmischenden emotional-rhetorischen Figuren, bewies einen hoch entwickelten Sinn für die Architektur. Grossartig. Warum blieb man doch unbefriedigt?

Schumanns Spätwerk ist nicht nur ein komplexes Formexperiment, es lässt sich auch als Blick in die Seele eines Individuums deuten, dem die Kommunikation mit der Umwelt schwerfällt. Dafür war Isabelle Fausts kühle Herangehensweise nur bedingt geeignet. Vielleicht hätte ihr mehr Herausforderung durch das Tonhalle-Orchester gutgetan. Doch Jakob Hruša am Pult beschränkte sich auf verhaltene Begleitung. Dadurch wirkte das früher als langfädig verschriene Finale tatsächlich so.

Ein anderes Gesicht zeigte der tschechische Dirigent in Bela Bartóks Suite zum «Wunderbaren Mandarin». Die gab er derart wild und ungestüm, dass er fast die Kontrolle über den umfangreichen Orchesterapparat zu verlieren schien. Erstaunlicherweise bereitete das tumultartige Klangergebnis richtig Spass. Scharf und stampfend kam die groteske Geschichte über den Liebestod eines Mandarins im Apachenlager daher: Lust und Gewalt, klingend vereint.

Überzeugend war zum Schluss Leoš Janaceks «Sinfonietta». Mutig verzichtete Hruša auf übertriebene Kontrolle des Orchesters, liess es schweben. Dass die Aufführung nicht in Tumult umschlug, lag an der Stilsicherheit, mit der er jeweils die richtige Stimme hervorhob, den Klang wohllosiert strukturierte.

*Das Konzert wird heute um 19.30 Uhr in der Tonhalle wiederholt.*

**Zu Fuss** Diese Woche zum Lac des Chavonnes (VD)

## Es gibt kein Bier auf Bierla

Der Bus von Les Diablerets hinauf zum Col de la Croix ist ziemlich voll, alles Wanderer. Oben zeigt ein Wegweiser Gipspyramiden an; jawohl, die sind berühmt. Freilich ist die Sache eher enttäuschend. Das voralpine Gelände ist zum Teil baumbestanden und von Grünpflanzen und Buschwerk überwachsen. Die Pyramiden, kleine weisse Kegel, kommen nicht richtig zur Geltung.

Gewaltig ist dafür der Blick nach Süden: samtene Weiden und Bergketten. Der Berg ganz hinten, das ist der Montblanc.

Schön und leicht geht es am Hang vorwärts, der Weg senkt sich, wir kommen zum Alpweiler von Ensex. Dann wieder ein wenig aufwärts, und schon sind wir auf dem Col de Bretaye. Er ist das Reich der Turnschuhträger, die im Schmalspurbähnli vom Rhonetal her anreisen, auf dem Pass endet die Linie von Bex und Villars her; herrlich, wie eben eine Komposition den Steilabschnitt vor uns im Zahnradmodus nimmt.



Kühe zwischen dem Col de la Croix und dem Col de Bretaye. Foto: Thomas Widmer

Vier Seen, direkt oder doch nah am Wanderweg, prägen den nächsten Abschnitt, und wir sind uns einig, dass das Waadtland eine grossartige Bergwelt besitzt. Am vierten See, dem Lac des Chavonnes, kehren wir im Restaurant ein, besehen uns die spiegelnde Fläche. Familien tun, was man an einem Bergsee eben tut: Füsse baden,



TA-Grafik san

picknicken. Ein paar junge Leute machen Party, hören Musik, das geht aneinander vorbei ohne Probleme.

Wir gönnen uns einen Heidelbuckchen mit viel Schlagrahm. Gesättigt wandern wir weiter, zuerst den See entlang und dann steil hinauf an den oberen Rand des Kessels nach Vy Boveyre. Was das wohl heisst? Der

Lateiner in mir spekuliert auf etwas mit «Rind», bos/bovis auf Lateinisch.

Auf einen Schlag sind wir das Ausflugsvolk los. Im Folgenden begegnen wir bloss ein paar Wanderern, ein paar Offroadfahrer auf dem Weg zum Chalet, ein paar Bikern; die Gegend als Ganze ist einsam. Kühe gibt es en masse; scheint es nur so, oder sind die entspannter als die Kühe in der Deutschschweiz?

Tief unten haben wir zur Linken das Tal der Grande Eau mit Les Diablerets, wo wir Stunden zuvor im Bus starteten. In dieses Tal hinab wollen wir. Aber zuerst geht es einigermassen parallel zu ihm gen Osten, fast eine halbe Stunde gehen wir auf Hartbelag.

Auf Bierla gibt es ein bäuerliches Gehütt, aber kein Bier. Wir erreichen immerhin den Abzweiger, an dem wir links abbiegen. Der Abstieg hat es in sich. Abschüssig sind manche Partien, sind im Wald schlüpfrig und von Wurzelwerk durchzogen, oft gehen wir in der Falllinie. Für Besitzer problematischer Gelenke ist das gar nichts; sie

halten besser von Vy Boveyre via Perche und L'Encrene wieder zum Ausgangspunkt, der Bushaltestelle auf dem Col de la Croix.

Unten haben wir Schlotterbeine. Nun sind wir im Dorf Vers-l'Eglise, das was Les Diablerets zur Gemeinde Ormont-Dessus gehört - aber was für ein Unterschied! In Les Diablerets wimmelt es von Hotels, Vers-l'Eglise aber ist klein und fein geblieben: ein paar Häuser, dazwischen gepflasterter Grund. Zwei Dinge freuen uns: zum einen die Auberge de l'Ours, die offen hat und uns nett bedient. Und zum anderen natürlich die Kirche. Saint-Théodule wurde 1456 geweiht und hat ein igriges Schindeldach; sie ist eine Geborgenheitsspenderin.

Thomas Widmer

*4¼ Stunden. 425 Meter auf, 1075 abwärts. Einkehr: am Lac des Chavonnes, Restaurant durchgehend geöffnet, allenfalls reservieren! Auberge de l'Ours in Vers-l'Eglise. Mi ab 15 Uhr und Do geschlossen.*